

wiesen ist, wenn wir den Swanscomber nicht als Neandertaler ansprechen wollen — der Träger des Acheuléen. Und ist das Moustérien als eine „innige Verbindung zwischen Faustkeil- und Klingenkultur“ zu charakterisieren? Treten dort „zum ersten Mal zwei Techniken, nämlich die der Zweiseiter und die der Klängen zusammen auf?“ In Hannover, „einem der nördlich ganz entlegenen Randgebiete“, sollen „die Vorstöße von Süden her den Neandertaler in die Isolierung getrieben“ haben. Und was war — nach Verf. — die Folge? „Heute spricht man von einer älteren Altsteinzeit in Deutschland zwischen Saale und Weser. Was für ein Leben die angenommenen proto- oder paläomorphen Völker in solcher Nähe der Gletscher geführt haben mögen, kann man sich leicht vorstellen. Die paläolithische Industrie dieser Gegend unterscheidet sich in der Tat erheblich von der klassischen in Frankreich: Die schönen und typischen zweiseitig bearbeiteten Formen sind sehr selten, dagegen herrschen zufällige, untypische und wertlose Arbeiten ohne Anzeichen eines Fortschritts vor.“ (!)

Ja, kennt denn, muß man hier fragen, Verf. das mitteleuropäische Altpaläolithikum überhaupt nicht? Weiß sie nichts von dem klassischen, geologisch gut datierten Acheuléen im Leinetal in Hannover, das bereits 1938 u. a. in Quartär I, S. 182 veröffentlicht war?

Wir wollen glauben, daß die Kapitel dieses Buches, die die postdiluvialen Abschnitte und Kulturen behandeln, mehr hieb- und stichfest sind, fürchten aber auch, daß Ethnologen und Anthropologen (vgl. diesen Band S. 50 ff) wenig mit den in ihr Fach schlagenden Abschnitten einverstanden sein werden. Sehr ausgiebig werden urgeistgeschichtliche Fragen behandelt. Leider scheint Verf. jedoch eine der besten und grundlegendsten Arbeiten, die uns in letzter Zeit zu diesem Thema geschenkt wurden, die des Schweizers Meuli aus Phyllobolia für P. v. d. Mühl, Basel 1946, entgangen zu sein. Meuli vertritt andere, besser fundierte Anschauungen.

Frau Laviosa-Zambotti hat ein neues, schönes und durchaus beachtliches Wissenschaftsgebäude errichtet. Ein Teil der Pfeiler aber, die es tragen, sind nicht als Fundamente geeignet (so das in seinem Alter noch immer sehr umstrittene Capsien), und die Brücken, die seine Einzelteile verbinden, drohen, weil allzu kühn gespannt, (ein Beispiel dafür die Verbindung der miolithischen Kunst Ostspaniens mit Val Camonica) einzustürzen. Im Ganzen gesehen zeigt uns der Versuch, daß die Urgeschichte noch immer nicht so weit ist, Weltgeschichte zu schreiben. Vielmehr scheint es uns, daß sie sich vorläufig mehr damit befassen sollte, Kulturen und Kulturgruppen auf regionaler Grundlage zusammenfassend zu beschreiben und ihren Ursprung, ihre Ausbreitung, nicht zu vergessen ihre Altersbeziehungen möglichst zuverlässig darzustellen. Wir brauchen mehr Beobachtungen und Tatsachen als immer neue Entstehungs- und Wanderungstheorien.

Die ausgezeichnete Formulierung, die am Anfang des Buches steht, möge diese Besprechung beschließen: „So wie die Geschichte an unseren Schulen gelehrt wird, könnte sie mit einem großen Palast verglichen werden, den man wohl kreuz und quer durchwandeln kann, in dem man die Vollendung an Pracht der Räume genießen und sich nach Belieben voll Bewunderung bei jeder Einzelheit aufhalten kann, aber dessen tragenden Unterbau und ergänzende Anbauten man nicht zu erkennen vermag. Es ist, kurz gesagt, ein Palast ohne Grundmauern, ein Körper ohne Kopf und Gliedmaßen, ein unvollständig entwickelter Organismus, der nicht in der Lage ist, alle Kräfte, die ihn aufgebaut haben, auszuwerten. Die Menschen, die den Palast besuchen, sind oft betroffen über das hermetische Dunkel, das seinen Ursprung umgibt, und wenn sie danach forschen, erhalten sie selten eine befriedigende Antwort.“ Wahrhaftig, eine befriedigende Antwort ist selten. L. Z.

W. ADRIAN: Die Frage der norddeutschen Eolithen. Veröffentlichungen der Altertumskommission im Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde. Paderborn 1948. 243 S., 103 Abb., 3 Tabellen.

Der Mensch schuf die Form um der Form willen und tat dies, wie der Verfasser dieses vorbildlich und hervorragend ausgestatteten Werkes sagt, selbst auf Kosten der praktischen

und bequemen Handhabung des Steingerätes. Das ist eine spezifisch menschliche Ausdrucksform! Seit den ersten Faustkeilen des frühen Altpaläolithikums stehen wir dieser nicht abzuleugnenden Tatsache gegenüber, daß am Anfang der menschlichen Kulturentwicklung der Wille zur Form stand und die Form geschaffen wurde — erste Kunst, wenn man so will; erste Konzentration des Geistes. Und die Form entwickelte sich fort, teils in folgerichtig aufsteigender Linie typologischer Reihen, teils auch im Rhythmus des Auf und Ab, ohne aber jemals in das Chaos der Formlosigkeit zu verfallen.

Das ist die zunächst vom rein Kulturgeschichtlichen aus gegebene Situation, wenn man sich den vielen Zehntausenden von artefaktähnlichen Feuersteinen des norddeutschen Diluviums gegenüberstellt, die in zunehmendem Maße die Wissenschaft belasten und, zumal seit Andrees Katalog der eiszeitlichen Funde in Deutschland, zum großen Teil in den Rang menschlicher Kulturen emporgehoben wurden. — Wir sind im allgemeinen über den Entwicklungsgang der lithischen Industrien des Diluviums in ihren Hauptphasen so gut unterrichtet, daß wir mit dem Verfasser in Abrede stellen können, es habe sich seit dem Tertiär bis zum Ende des Eiszeitalters neben den entwickelten Techniken immer eine „eolithische“ gehalten, die sich zudem über den Zeitraum von einer halben Million Jahre und mehr unentwegt gleich geblieben sei. Die prachtvollen Faustkeile aus dem Leinetal bei Hannover und das ebenfalls rißeiszeitliche Eolithikum der Hasequelle, das der Verfasser im Teil II des Buches gleichzeitig monographisch vorlegt, sind nur 100 km voneinander entfernt. Niemals kann die Entwicklung von solch gesicherten Techniken rißeiszeitlicher Industrien zum Primitivstand von Pseudotechniken führen, wie er in ungezählten Stücken von norddeutschen Kiesgrubenfunden vorliegt, und noch viel weniger können beide Techniken nebeneinander gelebt haben.

Obwohl Adrian solche grundsätzlichen Erwägungen ganz an das Ende des ersten, die Probleme der Eolithen behandelnden Teiles seines Buches stellt, mögen sie hier bewußt am Anfang stehen, um damit zugleich darzutun, daß die Frage diluvialer Eolithen vom kulturhistorischen Gesichtspunkt aus eine andere ist als die der tertiären.

Wo man in einer norddeutschen Kiesgrube „Artefakte“ finden will, wird man sie finden. Zehntausende solcher Funde stehen einer nur relativ kleinen Anzahl wirklich gesicherter Geräte gegenüber. Welche Diskrepanz zum übrigen Altpaläolithikum Norddeutschlands! Zudem liegen alle jene Fundorte vermeintlicher Artefakte im Bereich der Südgrenze nordischer Geschiebe, also innerhalb der Maximalausdehnung des Eises, damit im Bereich des natürlichen Vorkommens von nordischem Kreidefeuerstein und endlich auch im Wirkungsfeld aller natürlichen Vorgänge, die diese Feuersteine umzugestalten imstande waren.

Diese Erkenntnisse haben Adrian wohl in erster Linie dazu geführt, die von ihm selbst seit vielen Jahren gesammelten Funde von der Hasequelle, die er anfangs für echt hielt, einer ganz sachlichen Kritik zu unterziehen. Mit ersten Zweifeln wuchs die Skepsis, dehnte sich aus auf andere Fundvorkommen aus den rißeiszeitlichen Schottern Norddeutschlands; und die geplante Monographie über die Funde von der Hasequelle wurde somit zu einer Bearbeitung der Gesamtproblematik norddeutscher Kiesgrubenfunde. Steinchen auf Steinchen hat der Verfasser im grundlegenden I. Teil des Werkes in nüchterner Sachlichkeit und gereift an fortgesetztem eigenen Zweifel und persönlichem Verantwortungsbewußtsein über die Tragweite der Konsequenzen, zusammengetragen, um dann im II. Teil das negative Ergebnis zu exemplifizieren, daß eben die Hasequelle kein neuer diluvialer Rastplatz ist, ihre Funde keine neue Kulturstufe darstellen. Dabei darf die Hasequelle nur als das gründlich bearbeitete Beispiel einer großen Anzahl ähnlicher Fundstellen gelten, auf die der Verfasser

Es ist Tatsache, daß die Natur Verändereiser Zurückhaltung seine Ergebnisse ausdehnt. durchweg mit Recht, gelegentlich auch mit wrungen an Feuersteinen hervorrufen kann, die denen, die die menschliche Hand vornimmt, täuschend ähnlich sehen. Diese Tatsache ist es ja, die die Flut angeblicher Geräte auf den Plan gerufen hat, deren Sammeln sich nicht nur zahlreiche Laien hingaben, sondern deren Anerkennung als echte Artefakte von solchen,

die sich Fachforscher nannten und nennen, gelegentlich nicht ausblieb. Adrian hat die große und dringende Aufgabe unternommen, auf Grund eingehender Studien am Flint selbst und der ihn verändernden Kräfte der ihn einbettenden saaleiszeitlichen Grund- und Endmoränen, möglichst objektive Kriterien zur Beurteilung der Echtheit von Geräten zu finden und damit die rein subjektiven Wertungen auszuschließen. Unterstützt von zahlreichen und bewußt einfach gehaltenen übersichtlichen Zeichnungen, hat der Verfasser zunächst die strukturbedingten Splitterungsgesetze des Feuersteins behandelt, um dann an Hand zahlreich abgebildeter Schotterfunde die natürlichen Einwirkungsmöglichkeiten auf deren Formgebung zu erläutern und zu demonstrieren. Auf den langen Transportwegen, die diese Feuersteine vor allem im Bereich der Grund- und Endmoränen zurücklegten, waren stets die verschiedensten Möglichkeiten ihrer Veränderung durch Druck, Pressung, Quetschung, Stoß u. ä. gegeben. Die Bedingungen, unter denen diese Veränderungen stattfanden, waren im Bereich der Eisausdehnung überall annähernd gleich. So sind auch die Geräte, trotz ihrer verschiedenen „Formgebung“ alle auffallend ähnlich. Niemals gibt es unter diesem Fundstoff echte Kerngeräte oder gar Nuklei, die eine unleugbare Begleiterscheinung jeder aus Abschlägen oder Klingen bestehenden Kultur sind, wie es diese Fundkomplexe doch sein sollen. Es gibt keine Schlagflächen und Schlagbuckel an jenen z. T. „Abschlag-“, z. T. „Klingengeräten“. Treten sie in hundert und mehr Fällen tatsächlich einmal auf, so schließt Adrian mit Recht, daß niemals ein einzelnes Stück entscheiden kann. Durchweg sind alle diese „Geräte“ durch irgendeine Art von Retusche ausgezeichnet, deren vielfältige natürliche Entstehungsmöglichkeiten der Verfasser dargetan hat. Fast immer ohne Patina unterscheiden sich alle diese Stücke auch von den gelegentlich einmal auftretenden echten, die sich auch durch die anderen Merkmale wirklicher Artefakte leicht abheben aus der Flut der „Pseudogeräte“.

Jeder der von Adrian mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit dargelegten Gesichtspunkte und Erkenntnisse ist schließlich immer ein Beweis gegen die Artefaktnatur des zur Debatte stehenden Fundstoffes. „Erst wenn zwingende Gründe vorliegen, die die natürliche Entstehung ausschließen, darf bei Verlagerungsfunden eine artifizielle Fertigung angenommen werden“. — Das Ergebnis: Es gibt bisher keinerlei Beweise für die Echtheit der fraglichen Funde. Die Eolithen gehören nicht in den Gang der Entwicklung der diluvialen Kulturen. Es gibt daher auch nicht einen einzigen Fundort, in dem das zur Diskussion stehende Flintmaterial einmal in einer intakten Kulturschicht vorkäme. Vielmehr treten solche Naturgebilde unter gewissen geo-mechanischen Verhältnissen vom Tertiär an bis ans Ende des Diluviums auf. Begünstigt durch die natürlichen Splitterungsgesetze des Flints sind sie paläolithischen Geräten sehr ähnlich.

Adrian hat den prähistorischen und geologischen Wissenschaftszweigen mit diesem Buch einen Dienst erwiesen, der von grundlegendem und bleibendem Wert sein wird und damit hoch über vielen Büchern steht, die heute mit oft allzuviel Papieraufwand in unserem Fachgebiet erscheinen.

Möge man bei künftig anfallenden Fundstoffen nach seiner Methode verfahren und mit derselben nüchternen Sachlichkeit forschen und erwägen. Enthusiasmus und Fanatismus sind bei solchen Dingen ebensowenig am Platze wie Einsichtslosigkeit zugunsten einmal aufgestellter Thesen und Theorien. Es soll abschließend nicht unerwähnt bleiben, daß Adrian sich skeptisch und zurückhaltend auch zur Frage einiger sogenannter grobgerätiger mesolithischer Kulturen äußerte, von denen manche in Norddeutschland solche ursprünglich saaleiszeitlichen, durch Abtragung an die Oberfläche gelangten Eolithen sind. In Süddeutschland, wo das grobgerätige Mesolithikum unter der Bezeichnung Jura-Kultur lebt, sind zwar die geologischen Verhältnisse andere als im Norden, aber der Charakter eines großen Teiles des Fundstoffes scheint sich weitgehend mit dem zu decken, den Adrian zum Nutzen der Wissenschaft bekanntgab. Die „Jura-Kultur“ liegt an der Oberfläche und hat mit dem Bereich eiszeitlicher Phänomene selbstverständlich nichts zu tun. Sie ist aber

— ebenso wie der hier besprochene Fundstoff Norddeutschlands — immer an das Verbreitungsgebiet natürlich vorhandenen Rohstoffes gebunden, ist daher immer dort zu suchen und zu finden, wo Jura-Hornstein ansteht oder anstand. Ebenso wenig wie das norddeutsche Material jemals aus intakten Kulturschichten stammt, kennt man bis heute die Jura-Kultur aus Höhlen und Abris, wo das als gleichzeitig anzunehmende Tardenoisien reichlich vertreten ist. Ohne eine die Wissenschaft bewegende Frage hier grundsätzlich abtun zu wollen oder auch nur zu können, möge das Werk von Adrian ein Leitfaden in der Beurteilung so außerordentlich primitiver Kulturen wie der Jura-Kultur sein, die uns ebenfalls allen bisherigen Kenntnissen von der Entwicklung steinerner Industrien zu widersprechen scheint.

Gisela Freund